



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dieterich, Karl: Das neue Griechenland im neuen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

neunten seiner ästhetischen Briefe schreibt: „Nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen. . . . Viel zu ungestüm stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu den fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung.“ Keineswegs als ob überhaupt diese Worte auf Plandk zuträfen, nur relativ, meinen wir; denn auch er hat es unternommen und sein Leben daran gesetzt, das „Ideal,“ das ihm „in der Seele glühte,“ gewissermaßen „in den verschwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen.“ Möchte sich die Nation im Schillerjahr auch dieses andern Schwaben erinnern! So manches auch bei ihm seinem Jahrhundert angehören mag, er ist es wert, einmal gehört zu werden. So sei denn das jüngste Buch Plandks auch den Lesern der Grenzboten warm empfohlen.

Ulm

Adolf Baumeister



Das neue Griechenland im neuen

Von Karl Dieterich

(Schluß)



er „alte Dimos,“ einer der wenigen überlebenden Zeugen des Freiheitskampfes, übt strenge Kritik an den Schwächen der gegenwärtigen Generation; er geißelt vor allem ihre drei Hauptfehler, den persönlichen Egoismus, den sozialen Indifferentismus und den geistigen Klassizismus. Von ihnen entwirft der Verfasser nicht gerade sehr schmeichelhafte Bilder. So heißt es von dem Egoismus: „Ein jeder jagt seiner Arbeit nach . . . jeder ist sein eigener Mittelpunkt, und dieser ist das »Ich« des Griechen.“ Die persönliche Eitelkeit steht ihm höher als die Sorge für das Gemeinwohl: „Was könnte einer nicht alles leisten, der imstande ist, sich tagelang abzumühen, um unverdauliche Verse zu schmieden, nutzlose Lobreden zu schwingen und nach feilen Bestechungen zu jagen, wenn er sein Ich vergäße und an die elende Nation dächte, die ehrliche Arbeiter mit der Laterne sucht und nicht findet!“ Leider wird dieser Egoismus durch die bestehende Staatsverfassung nur noch genährt; diese wird geradezu bezeichnet als „ein nationaler Honigtuchen, auf dem sich Arbeitscheue und Hungerleider ansetzen wie die Wespen.“ „Um das Gemeinwohl kümmert sich der Grieche nicht: er sorgt für sein Hauswesen und für sein Vermögen; alles andre läßt er durch besoldete Schulmeister besorgen.“ Der Grieche rafft sich nur dann auf, wenn es sich um seine nächsten, augenblicklichen Interessen handelt. „Hält man ihm seine Pflichten gegen die Gemeinde und gegen das Vaterland vor, so erwidert er: Ach, was sind das für Narrheiten! . . . Laß uns lieber dieses Gefuch an den Mufti beenden, damit er uns den Gefallen tut und die Mauer des Nachbarn einreißt, die uns die Fenster verdunkelt!“

So geht der Egoismus schließlich in soziale Gleichgiltigkeit und Passivität über, die sich u. a. in dem Anrufen fremder Hilfe und in dem Verleugnen aller vollstümlichen Eigentümlichkeit äußert. Die Ausländerei im politischen und im sozialen Leben hat hier ihren Ursprung. Hieraus hat sich auch der Philhellenismus entwickelt, von dem der Verfasser mit Recht sagt, daß er den Griechen schwer geschadet hat. „Er hat bewirkt, daß wir von Andern erwarteten, was unsre Sache war. Die Geschäfte des Landes muß der Fremde verrichten. Was weiß der »Patriot« davon, daß es dem Vaterlande gut ergehen, und er Entbehrungen tragen muß! Was sind das für Theorien? Hilfe, Hilfe, Freund! Europa, Diplomatie, Gesandtschaften!“ Mit diesem Mangel an Selbstvertrauen geht Hand in Hand die Verachtung und die Vernichtung alles heimatischen Volkstums: „Was man auch im Griechentum sieht, in Dorf und Stadt, bei Burschen und Mädchen, immer nur beobachtet man eins: was uns Eigenes geblieben ist, kehren wir allmählich aus: unsre Sprache haben wir fortgeworfen; unsre Lieder haben wir fortgeworfen; unsre Reigentänze haben wir verleugnet. . . . Unsre Musik muß aus Europa, unsre Sprache aus dem Altertum kommen. . . .“

Und damit rühren wir schon an dem dritten und schwersten Übel des Griechentums, an dem sprachlichen Epigonentum und seinen großen Gefahren für das politische und das geistige Leben. Darum sind auch Estaliotis Mahnungen in diesem Punkte besonders eindringlich, sein Tadel besonders scharf. „Wer hört dich an, auch wenn du ihnen sagst, daß ein Volk, wenn es eigne Kraft und eignes Leben haben will, auch eine eigne Sprache haben muß? Daß wir es, um Kultur in sein Herz zu träufeln, in seiner Sprache belehren müssen und nicht in einer, die man nie ganz in einem Hauswesen gehört hat, sondern die zum Teil gesprochen wurde, als Christus, zum Teil, als Mohammed erschien, und zum Teil gesprochen werden wird, wenn der Messias wiederkehren wird!“ Diese Verrenkung der natürlichen Sprache bedeutet eine unerhörte Tyrannei der Geister: „Das Türkenjoch hält keinen Vergleich aus mit dem Druck der Schulmeisterei.“ Und wie die Sprache, so war auch die Literatur ein Produkt der Schulmeister: „Da sie nur daran dachten, was dieser und jener große Kopf geschrieben und gesagt hatte, wie sollte der Pedant darauf kommen, sein eignes Köpfchen zu fragen? So setzten sie sich also auf ihren Richterstuhl und decretierten: das Metrum müsse so sein, die Lösung so, die Katharsis so.“

„Aber, so ruft der Verfasser in gerechter Entrüstung, was haben uns die Partizipien und Infinitive bis jetzt Gutes gebracht, die ihr wie Kartoffeln in Rumelien, Makedonien und Epirus einsetzt? Wie lange werden wir diese tatenlose Nation mit eiteln Worten und alten Geschichten einlullen?“ Die Sprachfrage ist ihm eine nationale Lebensfrage: „Es handelt sich nicht darum, ob wir Neugriechisch oder Altisch reden sollen, sondern darum, ob Neugriechisch oder Bulgarisch, Türkisch oder Albanesisch!“

Die Folgen dieses Pedantentums geben der ganzen Literatur und Bildung einen künstlichen, unwahren Charakter; man verkennt das Notwendige und kultiviert das Überflüssige. Im griechischen Verein zu Konstantinopel hält man Vorlesungen über allerlei Wissenschaften. „Siehst du, bemerkt dazu Estaliotis, man fängt die Sache von hinten an. Man beginnt mit dem nationalen Fort-

schrift da, wo andre ihn beenden. . . . Die Wissenschaften werden schon von selber kommen; erst muß die Nation arbeiten lernen. . . . Lasset die Verfasserungen, die Theater, die Akademien (ohne Akademiker!), die Literaturen! Das ist Luzus, an den ein Volk erst dann denkt, wenn es sein Leben hat!"

Den Segen entsagungsvoller Arbeit im Dienste der Gesamtheit und den Unsegen eines innerlich hohlen, unfruchtbaren Ahnentumes — diesen predigt auch Karlawizas in seiner satirisch-symbolischen Erzählung „Der Archäologe.“ Symbolisch ist sie darum zu nennen, weil sie die verschiedenen Seiten und sozialen Schichten des Griechentums in je einer Figur verkörpert: da sind die beiden Brüder Dimitri und Aristodemos Evmorfopulos, die beiden Hauptpersonen; jener vertritt das neugriechische Volkstum, dieser, der Archäologe, das pedantische Gelehrtentum; beide liegen beständig miteinander im Kampfe: jener hat als praktischer Landwirt nur die materielle Wohlfahrt seiner Familie im Auge, dieser, als Altertumsforscher nur darauf bedacht, möglichst viel Antiken ans Licht zu ziehen, treibt durch seine Ausgrabungen das väterliche Gut dem Ruin entgegen, und gleich nach dem Tode der Mutter kommt es unter den Hammer und in die Gewalt der neidischen Nachbarfamilien Haganos (der Türken) und Theomifitos (der Bulgaren). Der Archäologe will ihnen wehren und die Eindringlinge aus dem ererbten Besitz vertreiben. Aber der jüngere Bruder tritt ihm entgegen und belehrt ihn auf die Frage, ob er ihnen denn das väterliche Gut wehrellos überlassen soll, so: „Gewiß sollst du es ihnen nicht überlassen; das hab ich nicht gesagt; aber auch wir müssen arbeiten und unser Ländchen in Ordnung bringen.“

Mit Hilfe einer jungen Verwandten, in deren Hause sie leben, und die er liebt, gelingt es ihm dann, den Trotz des Bruders zu brechen und ihn zu bestimmen, das ebenfalls verpfändete Haus dem Gläubiger großmütig zu schenken. Dimitri, der Landwirt, geht nun mit Elpida, seiner Geliebten, auf den Gütern des Bulgaren auf Tagelohn arbeiten. Dabei bricht bei dem unverbesserlichen ältern Bruder wieder der trotzig Ahnenstolz durch, wenn er wiederholt zu Elpida sagt: „Das fehlte noch, Knecht zu werden bei seinen Knechten! Weißt du, was einst die Gottverhassten waren bei den Evmorfopuli? Ihre Knechte, ja! und noch etwas Schlimmeres!“

„Aber so sieh doch nicht auf das, was einst war, erwidert ihm lächelnd das Mädchen, bedenke, daß sie jetzt die Herren sind.“

„Herren, Herren, rief er erregt; solche Herren schreib ich mir an die Schulsohle. Und wenn sie es sind, was tuts? Ein Sohn des Evmorfopulos darf ihnen nicht dienen, er darf nicht.“

Während er so weiter trotzt, bringt es Dimitri durch fleißige, unverdroffene Arbeit bald so weit, daß er daran denken kann, seine Geliebte heimzuführen. Von ihr mußte er sich auch in das wahre Wesen des griechischen Altertums einführen lassen, über das er dank seinem Bruder höchst verstiegene Ansichten hatte. Es ist wieder an eine ganze Generation gerichtet, wenn der Dichter sie sagen läßt: „Euch geht es wie den Erdbewohnern mit dem Monde; ihr seht das Leben der Evmorfopuli immer nur von der einen glänzenden Seite. So hat es euch die Schule beigebracht. Sie hat eure Phantasie überfüttert und

den Wirklichkeits Sinn ertötet. Sie hat euch das alte Griechenland als ein endloses Schlaraffenland dargestellt. Aber es war kein solches; es war eine große, große Werkstatt für alle Künste des Lebens.“

So kam der Hochzeitstag heran, und mit ihm das Verhängnis für den Archäologen: dieser mochte es sich nicht nehmen lassen, im Speisezimmer die Statue des Ruhms aufzustellen, seine schönste Antike. Beim Aufstellen aber stürzt der Marmorblock um und zerschmettert ihm den Kopf — der letzte Vertreter des „alten Griechenlands im neuen“ hat sein unrühmliches Ende gefunden.

Auch in der noch sehr jungen und wenig entwickelten dramatischen Poesie, soweit sie innerlich echt ist, hat sich schon das Bedürfnis nach Befreiung von dem Fluche des Epigontums, der auf der bürgerlichen Gesellschaft lastet, Ausdruck verschafft. Es sind hier vornehmlich zwei Werke zu nennen: das eine, „Miss Anna Kuxley“ (1897), von dem jung verstorbenen, hoffnungsvollen, besonders von Ibsen und Hauptmann beeinflussten S. Kambissis, schildert die teils übermütig-frohlockende, teils drückend-schwüle, pessimistische Stimmung, die sich bei den „Olympischen Spielen“ von 1896 der Athener Gesellschaft bemächtigt hat, und die in der unheimlich hereinragenden Gestalt der amerikanischen Wahrsagerin Anna Kuxley verkörpert ist. Wie diese der einen der beiden Töchter des Hauses, Marina, ein frühes Ende voraus sagt, so glaubt man darin ein nationales „Menetekel“ zu erkennen, das der Dichter drohend an die Wand schreibt. Denn mit dieser unglücklichen Tochter, die auch am Schlusse des Stückes stirbt, soll offenbar das Schicksal Griechenlands symbolisiert sein, wie es sich auch im Jahre darauf in der Niederlage gegen die Türken erfüllte. Der Geliebte Marinas, Perikles, ist der Dichter selbst; seine sorgenvolle Stimmung steht in starkem Kontrast zu der oberflächlichen der übrigen Personen. Man unterhält sich gerade über den Sieg des Schnellläufers Luis; ein älterer Herr, Marinas Onkel, der Vertreter des chauvinistischen Patriotismus, ist außer sich vor Freude und Stolz: „Ein Mensch, ein Bauer, ruft er begeistert aus, hat Griechenland hoch emporgehoben in seiner Stellung. . . . Versteht ihr? Hundert Staatsbankrotts hat dieser eine Sieg wett gemacht!“ Und als ihm Perikles dagegen bemerkt, es liege etwas Dekadentes in diesem Freudentaumel, bricht er erst recht in Begeisterung aus: „Das Stadion und Luis sind die Wiedergeburt des antiken Ruhms, und stolz muß die Nation sein, die einen solchen Mann geboren hat!“ Da erwidert ihm der junge Perikles mit bitterem Sarkasmus: „Und wenn es einem in den Sinn käme, einen Wettkampf zu veranstalten darum, wer die größten Ohren hat, auch dann müßte das Griechentum stolz sein, wenn der Sieger ein Grieche ist. . . . Das Genie der Ohren wäre dann, was heute das Genie der Beine ist.“*)

Ist dieses Drama durchaus pessimistisch in seiner satirischen Tendenz, so spricht aus dem zweiten: „Lebendige und Tote“ von D. P. Langopoulos, das erst vor kurzem erschienen ist, ein zukunftsfreudigerer Optimismus. Der Ver-

*) Wie hilflos die Athener Presse dem Erscheinen dieses Dramas gegenüberstand, zeigt dessen Ankündigung in einer Tageszeitung: „Miss Anna Kuxley und die Ruden, Werke des Herrn S. Kambissis, dialogisch geschrieben und sich den üblichen Beurteilungen durch ihren wirklich sonderbaren Charakter entziehend.“

fasser gibt hierin ein dramatisches Gegenstück zu dem „Archäologen“ von Karakavias; die „Toten“ sind hier die Vertreter des unwahren, klassizistischen Epigonentums, die „Lebendigen“ die des wahren, echten, von dem Banne der Vorfahren befreiten modernen Nationalbewußtseins; jene verkörpert Andreas, der eingebildec, charakterlose, prahlerische Chauvinist, wie man sie noch massenhaft in Athen finden kann, diese Lambros, der gerade, unbeugsame, unverdorbcne Sohn des Volks, einer von den wenigen, die es satt haben, „mit dem Parthenon zu kokettieren und die Knochen der Vorfahren abzunagen und die vermoderten Perfekta und starken Koriste, und dafür in die eine Hand die Art des bulgarischen Bauern nehmen und in die andre das Dynamit des bulgarischen Komitadschi.“ Auf seiner Seite stehn noch Kostis und Glenika, „die Rekruten der nationalen Idee,“ die Vorläufer der neuen Generation, „glückliche Kinder, die morgen den Weg betreten werden, den wir heute ebnen, indem wir uns die Seele und die Hände blutig reißen.“ In der Mitte zwischen beiden Parteien steht Chari, die Frau des Andreas, die das Griechentum symbolisiert und durch den Abfall von ihrem Mann und ihren Anschluß an Lambros den Übergang zu einem neuen Leben vollzieht. Sie wird die falschen Griechen zu sich herüberziehen und „die Schuppen der Altertumsucht von ihrer Seele abkratzen.“ Den Sinn und die ethische Tendenz aber der unmittelbar dem wirklichen Leben abgelauchten dramatischen Satire spricht Lambros aus in den prophetischen Schlussworten: „Gegenüber der Akropolis auf einem von der Geschichte unberührten Boden bauen wir den nationalgriechischen Drachenturm. Dort werden wir uns einschließen und kämpfen. Die Toten mögen sich wieder in einer hölzernen Mauer bei ihrem Parthenon einpferschcn, bis der Perser kommt und sie verbrennt.“ Deutlicher kann die Absage an eine alte, lebentötende Geschichtskonstruktion und der Drang nach einem eignen, neuen Leben nicht ausgesprochen werden.

Wenn die vorhin genannten vier Schriftsteller mehr negativ gewirkt haben, indem sie mit dem scharfen Messer der Satire die vorhandenen Schäden bloßzulegen trachteten, so sind in jüngster Zeit zwei kritisch-objektiv gerichtete Männer aufgetreten, die in eignen Schriften positive Ratschläge geben zur Heilung dieser durch den herrschenden Scholastizismus hervorgerufenen sozialen und volkserzieherischen Krankheiten. Waren Psichari und Koidis die grammatisch-historischen, Polyklas und Palamas die ästhetisch-literarischen Theoretiker der Volkssprache, so sind Ph. Photiadis und St. Ramas ihre Kritiker vom sozialpädagogischen Standpunkt aus, dem höchsten, der bisher in Griechenland in der Behandlung dieser nationalen Lebensfrage erreicht worden ist, zugleich dem praktisch fruchtbarsten und einleuchtendsten.

Für Photiadis, einen Arzt in Konstantinopel, ist die Sprachfrage eine nationale Erziehungsfrage. Mit bewundernswürdiger Feinfühligkeit hat er sich in die Seele des Kindes versenkt und ist von diesem individualpädagogischen Standpunkt aus induktiv zu dem nationalen vorgeedrungen. Dies tat er in einer Reihe von Briefen, die zuerst in einer großen griechischen Zeitung von Konstantinopel, dann in Buchform erschienen unter dem Titel: „Die Sprachfrage und unsre pädagogische Wiedergeburt“ (1902). Das ganze Buch ist eine

furchtbare Anklage gegen das herrschende griechische Schulerziehungssystem und eine Anklage gegen die Nation, die es stillschweigend billigt, daß es ihre zarten Blüten in der Zeit ihrer entscheidenden Entwicklung tötet und erstickt. Er schildert mit eindrucksvoller Darstellungsgabe, wie die Sprachblume, die dem Kinde unter dem liebevollen Sonnenaug der Mutter auf den Lippen erblüht, in der Schule erbleicht und welkt; denn Lehrer und Lehrerinnen arbeiten in töricht unbewußter Verblendung nicht daran, sie zu veredeln und zu bereichern, sondern sie töten ihm die eigne Sprache, ohne ihm dafür eine andre einimpfen zu können; so lernt das Kind die Muttersprache verachten, ohne dafür die alte wirklich zu erlernen. Man treibt ihm diese in sein Gehirn hinein wie Nägel in einen Baumstamm. Aber dadurch wird der Mensch, und damit der Bürger, und damit die Nation getötet. Es ist genau so unnatürlich, als wollte man unsern Kindern ihre neuhochdeutsche Muttersprache austreiben und durch die mittelhochdeutsche gewaltsam ersetzen. Dagegen bemerkt Photiadis treffend und für uns völlig selbstverständlich, daß dieses erste häusliche Leben der Sprache gepflegt werden müsse, weil es die Wurzeln des Verstandes tränkt, ernährt und stärkt. „Dieser Sprachkern, den sich das Kind auf den Knien der Mutter erwirbt, ist der wahre, lebendige Organismus, der die wesensgleiche und untrennbare Dreieit umschließt, den Verstand, das Gefühl, den Willen. Diesen kleinen aber vollkommenen Organismus muß auch die Schule pflegen und zur nationalen Sprache erheben. Ohne ihn ist sie eine Stätte, an der die Entwicklung des Kindes, d. h. der Nation stillsteht.“ Es ist hier nicht der Ort, auf die Ausführungen und Vorschläge des Verfassers näher einzugehen; nur einige charakteristische Sätze aus der wuchtigen Vorrede seines Buches seien zur Veranschaulichung seines Wesens und seiner Ideen hier wiedergegeben. So heißt es über das rechte Verhältnis der neuen Bildung, für die er eintritt, zum sozialen Leben: „Wenn das Erziehungssystem seine richtige Stellung im sozialen Organismus einnimmt, dann wird auch seine Wirkung ganz beginnen; es wird sich dann nicht nur auf die konservativen Werke beschränken . . . sondern dann wird sich die Erziehungs- und Bildungstätigkeit auch an andre fortschrittliche Aufgaben machen. Sie wird sich bemühen, uns zu Formen zu führen, die das Glück des gesamten sozialen Organismus zu bringen suchen werden.“ Von dem Kinde muß man ausgehn. „Das ist der organische Trieb. Wir verstehn nicht, ihn zum Nutzen des Organismus zu organisieren. . . . Wenn wir aber bedenken, daß die sozialen Erscheinungen in unaufhörlichem Wandel begriffen sind, wenn wir verstehn, daß dies bedeutet, daß das organische Material sich leichter kneten und bearbeiten läßt, dann werden wir auch einsehen, daß es nicht unmöglich ist, durch die rechte Bildung und mit der Zeit bessere Seelen in schönern Körpern zustande zu bringen. . . . Der junge Mensch muß fühlen, daß Sprachfrage, Erziehungsfrage, Bildungsfrage, geistige und seelische Gesundheitsfrage — daß alle diese Fragen eine sind: die nationale Frage.“

Man sieht, daß Photiadis nichts geringeres erstrebt als eine Reform der gesamten Nationalerziehung auf moderner Grundlage. Und er hat durchaus das Zeug zum Reformator: er ist ein Mann von weitem Blick und umfassender Bildung, geschult an der deutschen und an der englischen Philosophie und

Dichtung, besonders ein Verehrer Goethes, wie die häufigen Zitate aus dem Faust zeigen; ein selbständiger, positiver Denker, frei von allem Dogmatismus, mit gesundem Sinn für alles Natürliche und praktisch Notwendige, von feiner, schlagfertiger Dialektik und doch frei von aller sophistischen Neigung — kurz, ein Mann, wie ihn gerade die Griechen notwendig brauchen.

Ihm ebenbürtig zur Seite und ihn nach der sozialpsychologischen Seite glücklich ergänzend steht Stefanos Ramas. In einer kürzlich erschienenen Sammlung von Essays: „Altes und Neues“ versucht er nach der Methode der modernen Soziologie von verschiedenen Punkten aus die Quelle alles Übels in der modernen griechischen Kultur aufzudecken durch eingehende Darstellung ihrer Haupterscheinungsformen, der schlechten Verwaltung, der sozialen Stagnation und der geistigen Unfruchtbarkeit im neugriechischen Königreich, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die tiefste und weitestreichende Ursache der unaufhörlich geschaffnen nationalen Gefahr das Schulmeistertum ist, das Ramas charakterisiert als die Verleugnung jedes praktischen und nützlichen Geistes. Auch Ramas ist durchdrungen von Goethischen Gedanken; an der Spitze seiner Einleitung prangen in neugriechischer Übersetzung die Verse aus dem zweiten Teil des Faust:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,

und fügt hinzu, daß ein Volk ohne Selbstvertrauen diese Worte als eine unbestimmte Drohung und eine grausame Kalkhasprophezeiung empfinden muß. Damit ist schon der ganze Grundton des Buches angedeutet: es will die heutigen Griechen befreien helfen von dem Joche des Epigontums und von der Tyrannei der leeren Worte zugunsten der Taten; „Denn heute fühlt man, wie sich die Haare sträuben, wenn man die martialischen Artikel des ersten besten Slawenfressers liest, ein Schauder durchläuft unsern Körper, wenn bei den nationalen Festen die Lobreden geschwungen werden, und der Atem stockt uns, wenn wir die Berichte der patriotischen Institute mit anhören; denn dies alles führt uns zu Taten, die dem Interesse des Staats zuwiderlaufen.“ Vortrefflich wird die blasierte akademische Jugend charakterisiert, wenn es heißt: „Hingestreckt auf die Stühle der Kaffeehäuser, schweigen gelangweilt die kupfergrünen Kandidaten der klassischen Bildung. Keiner von ihnen ist ein »kräftiges Tier«, die erste Bedingung, die Emerson von dem lebensstüchtigen Menschen verlangte. Aber auch keiner von ihnen hat jene Heiterkeit, den Ausdruck der Lebensfreude, das *Sursum corda*, das sich als Ergebnis geistiger Gesundheit offenbart. Denn das Schulmeistertum hat jeden Lebenssaft aus dem Hirn des kupfergrünen Kandidaten der panhellenischen Albelehrungsanstalt gesogen.“

Der Großmachtdünkel und die tatenlose Selbstgefälligkeit, das Widerkäuen des alten Ruhms sind die Haupthindernisse eines gesunden Fortschritts. Darum muß „das Ausruhen auf dem Philhellenismus aufhören, der Schatten des Altertums verschwinden, und vor allem müssen wir auf ziemlich lange Zeit hinaus die Wichtigkeit unsers Wesens empfinden und unsre Augen vorsichtig auf die Zukunft heften, die drohend heranrückt.“

Der Verfasser zeigt nun im einzelnen durchaus überzeugend, daß das Schulmeistertum die politischen, sozialen und geistigen Tugenden des Volks ver-

nichtet hat; die politischen, indem es „mit seinen großen Träumen und schwülstigen Worten die selbstgeschaffne leitende Klasse der Vornehmen verdrängt und vernichtet hat, und wir als Opfer dem Maulhelden- und Demagogentum überliefert wurden“; die sozialen, indem es die Instinkte der Tapferkeit und der Religion ertötet hat durch Lähmung der ethischen Triebfedern in der Schule und ihrer einseitig klassizistischen Tendenz; die geistigen endlich, indem es durch Aufzwingung einer künstlichen Sprache den Menschen des Organs beraubt, seine Gedanken in natürlicher Form zu äußern und dadurch seine willkürliche Aufmerksamkeit, seine Beobachtungsgabe und die übrigen wirkenden Kräfte des Geistes abstumpft, was zur Folge hat, daß die Griechen weder in der Literatur noch in der Wissenschaft noch im Staate vorwärts kommen. Erst durch Annahme der lebenden Sprache als nationale Sprache wird der praktische und fortschrittliche Geist dem unfruchtbaren Scholastizismus den Todesstoß versetzen. „Dann auch wird die Universität nur den vierten Teil der Studenten umfassen, die sie jetzt hat (3000); denn die übrigen drei Viertel werden sich der Arbeit, dem Leben, den praktischen Berufen widmen.“

Wir sehen am Ende dieser Betrachtung, daß der Kampf um die innerliche Befreiung des Griechentums auf der ganzen Linie entbrannt ist, wenn es auch nur erst vereinzelte feurige Punkte sind, die aus dem Dunkel aufleuchten. Aber bald wird das an den künstlichen Bau des neugriechischen Königreichs gelegte Feuer weiter um sich greifen, denn die Feuerzeichen im Innern beginnen sich zu mehren; was noch vor kurzem das Vorrecht einzelner kühner Reizgeister war, beginnt sich einer größern Menge zu bemächtigen, die tapfern Führer und Vorkämpfer finden in der jüngern Generation eine immer mehr anwachsende Gefolgschaft; vor etwa zwei Jahren gründete der als Verfasser des Dramas: „Lebende und Tote“ genannte Arzt Tangopoulos ein Wochenblatt Numa, das eine gründliche Reform des politischen, sozialen und geistigen Lebens anstrebt und die besten Kräfte der griechischen Jugend als Mitarbeiter um sich schart. Hier verspürt man wieder etwas von dem frischen Geist des griechischen Volkstums, das für jeden, der es kennt, etwas so anheimelndes und erfrischendes hat wie die Luft der griechischen Berge und Meere: hier weht reine Lebensluft, nicht die trockne Stieklust der Schulstube noch die parfümierte Luft der Pariser Salons. Man schöpft neue Hoffnung für die Zukunft dieses in so viele Fesseln geschlagenen Volks, wenn man in diesem Blatte liest. Aber man darf freilich nicht vergessen, daß es immer nur erst eine kleine Gemeinde ist, eine Oase in der Wüste, die hier dem Blick erscheint; es wird noch langer und schwerer Arbeit bedürfen, bis die ganze geistige Wüste in eine grüne Oase verwandelt sein wird, und es ist nur zu wünschen, daß sich die hier vorgeführten Vertreter eines neuen Geistes auf altem Boden nicht als Prediger in der Wüste erweisen mögen. Wenn irgend etwas eine Gewähr bietet, daß sich dieser neue Geist trotz allen verständnislosen Anfeindungen im eignen Vaterlande schließlich durchsetzen wird, so ist es wiederum das in so vielen Punkten analoge Schicksal Italiens. Wie lange hat es gedauert, bis hier der sprachliche und der literarische Klassizismus, bis die kleinliche Parteisucht und die politische Zerrissenheit überwunden waren! Im letzten Grunde aber beruht — und das

